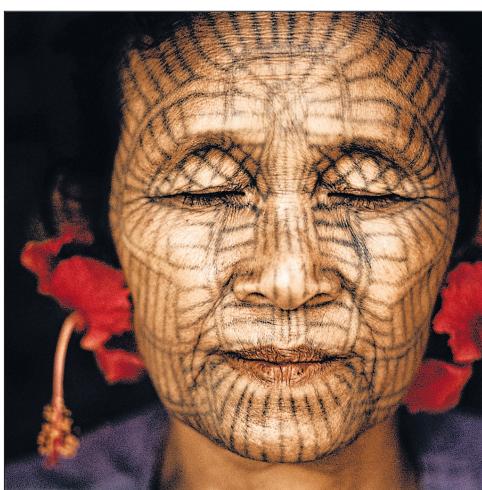


Bandenkrieger der Mara Salvatrucha in El Salvador.
Foto: Christian Poveda/Agence VU'



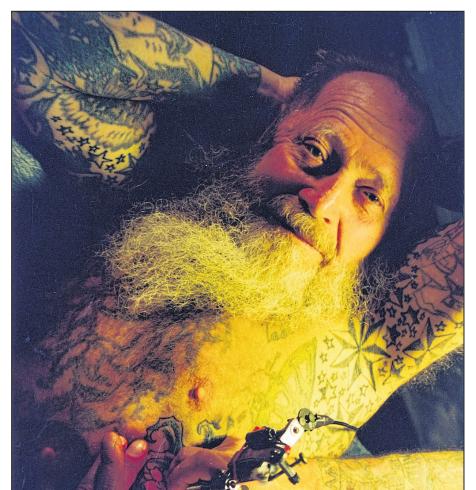
Burmesin aus Laytu-Chin im nördlichen Bundesstaat Rakhine.
Foto: Jens Uwe Parkitny



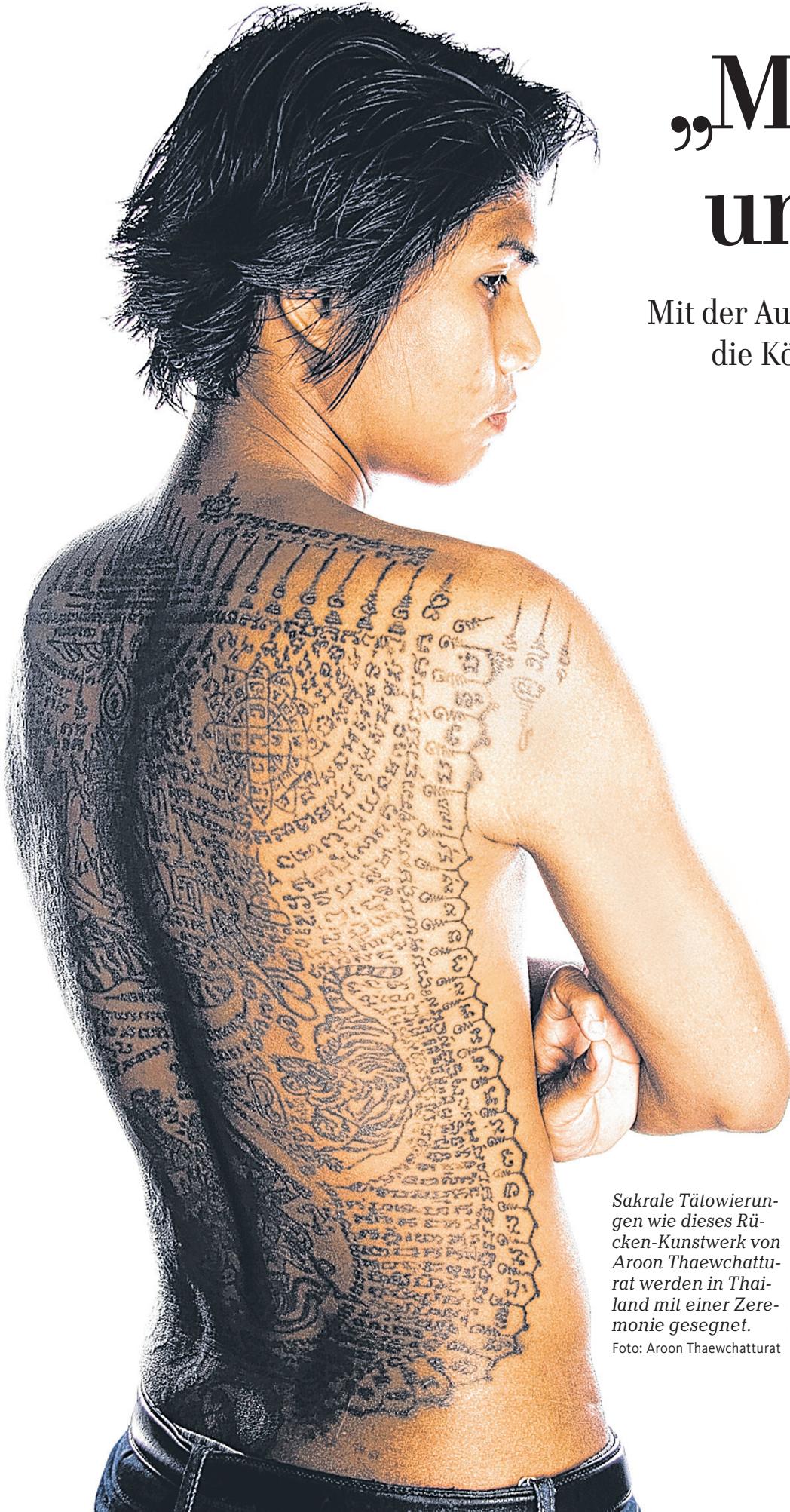
Handcoloriertes Foto eines tätowierten Japaners um 1880-1890.
Abbildung: MKG



Rücken, ausgeschmückt von der Tattoo-Künstlerin Saira Hunjan.
Foto: Tareq Kubaisi



Tattoo-Legende Herbert Hoffmann (1919-2010).
Foto: Kantonsbibliothek Appenzell



Sakrale Tätowierungen wie dieses Rücken-Kunstwerk von Aroon Thaewchatturat werden in Thailand mit einer Zeremonie gesegnet.
Foto: Aroon Thaewchatturat

„Man musste bemalt sein, um ein Mensch zu sein“

Mit der Ausstellung „Tattoo“ würdigt das Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe die Körperkunst des Tätowierens in seiner kulturgeschichtlichen Tradition – und als lebendiges zeitgenössisches Kunsthanderwerk.

Von Regine Ley

Würde ist vielleicht das richtige Wort für die Haltung, mit der die sechs Menschen auf den überlebensgroßen Porträts im Treppenaufgang des Museums ihre Tätowierungen tragen. Mit der sie die großflächigen Bilder, Schriften und Symbole auf der Leinwand ihres Körpers herzeigen: Inschriften fürs Leben, unter Schmerzen in die Haut gestanzt. „Tattoo“, die soeben eröffnete Schau im Museum für Kunst und Gewerbe, zeigt in rund 250 Exponaten die Entwicklungslinien der jahrtausendealten Tätowierkunst, die sich in vergangenen Jahrzehnten weitgehend vom Stigma des Halbseiden gelöst hat.

Prominenten Vorbilder, die auf roten Teppichen ihre Tätowierungen zeigen, haben dazu beigetragen, dass die Körperkunst gesellschaftsfähig geworden ist. Wie Angelina Jolie, die auf ihrem linken Unterarm unter anderem ein Tennessee-Williams-Zitat trägt: „A prayer for the wild at heart, kept in cages“ („Ein Gebet für die Ungestümen, die in Käfigen gehalten werden“). „Jeder siebte Deutsche ist tätowiert“, sagt der Kurator der „Tattoo“-Ausstellung, Dennis Conrad. „Das Tattoo hat den Status eines elementaren Kleidungsstückes bekommen.“

Diese Entwicklung ist auch begleitet von einem Bedeutungswandel. In vielen Traditionen kennzeichneten die Körperbilder ihren Träger als Zugehörigen einer Gruppe: Graphische Linien auf dem Gesichtern der Maori in Neuseeland geben Aufschluss über Familienzugehörigkeit und soziale Stellung; Tierbilder wie Koi-Karpfen und Drachen in den Ganzkörper-Tätowierungen der „Yakuza“, beschreiben Aufgabe, Status und Rang innerhalb der japanischen Verbrechersyndikate. Und auch die Fotos von russischen Strafgefangenen oder den Bandenkriegern der Mara in El Salvador zeigen die

Funktion bestimmter Symbole als Zeichen der Identifikation mit einer Gruppe – und der Abgrenzung von der gesellschaftlichen Norm.

Das Tattoo hat etwas Doppelbödiges, ist Stigma und Auszeichnung, daraus speist sich die Faszination für die Körperkunst: Anziehung und Ablehnung zugleich. Es habe „etwas Rotes“, „etwas Rebellisches“ berichten Zeitgenossen in einer Videodokumentation, die Teil der Ausstellung ist und der Motivation der Tätowierten nachgeht. In einem der Videoberichte sagt ein junger Mann über sein erstes Tattoo: „Am Anfang ist man nackt, man



Japanischer Farbholzschnitt von Utagawa Kuniyoshi.
Foto: MKG

Körperbilder

Die ältesten Beispiele für Tattoos stammen angeblich aus dem Europäischen Raum: Berühmtestes Zeugnis ist die Gletscherleiche „Ötzi“, dessen mehr als 5300 Jahre alte Tätowierungen bestens erhalten sind. Japanische Farbholzschnitte (Foto re.) zeigen die jahrhundertealte Tradition und bildereiche Symbolik der Körperbemalung.

Als „König der Tätowierer“ gilt in Deutschland Christian Warlich (1890-1964), der eine der ersten elektrischen Tätowiermaschinen aus den USA nach Hamburg mitbrachte. Sein legendärer Schüler Herbert Hoffmann (1919-2010) war bis 1980 Inhaber der ältesten Tätowierstube Deutschlands in Hamburg St. Pauli.

hat eine leere Leinwand.“ Es geht, natürlich, um Identität. Um die bildliche Beschreibung des Ichs auf der eigenen Haut. Um Seelenbilder, die sichtbar und unauslöschlich in den Körper geschrieben sind. Und so setzt sich die kulturhistorische Tradition des Tattoos in der modernen Gesellschaft fort: „Man musste bemalt sein, um ein Mensch zu sein“, schrieb der französische Ethnologe Claude Lévi-Strauss 1955 in seinem Reisebericht „Tropen“ über die Körperkunst indigener Völker Brasiliens. „Derjenige, der im Naturzustand verharrete, unterschied sich in nichts vom Tier.“

Zur Schau gestellt: Das Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe hat am Freitag seine neue Ausstellung „Tattoo“ zur Kunst am Körper eröffnet. Die Schau wird bis zum 6. September zu sehen sein. Das Museum am Steintorplatz gegenüber dem Hauptbahnhof ist täglich außer montags von 10-18 Uhr, donnerstags bis 21 Uhr geöffnet. Der Eintritt kostet 10 Euro, ermäßigt 7 Euro; freier Eintritt für Kinder und Jugendliche bis 17 Jahre.

Ende einer Dienstzeit

Uwe Jessel war 32 Jahre Lehrer auf Hallig Hooge. Jetzt geht er in Pension – mit gemischten Gefühlen.

Am Ende des Gesprächs sagt er. „Doch, ich bin gerne Lehrer gewesen.“ Das klingt nach Resümee, dabei, er ist ja noch da, bis Juli zu mindest. Gleichwohl: Der Abschied rückt näher, und nach 32 Jahren – das ist schon etwas Besonderes, das sind Erinnerungen, die schiebt niemand mal eben so beiseite. Uwe Jessel ist Hallig-Lehrer auf Hooge. Am 1. August 1983 hatte er seinen ersten Tag, 18 Schüler sind es damals gewesen, heute sind es sechs, die Zeiten haben sich geändert, die Hallig verliert ihre Kinder.

Jessel hat Jasmintee gekocht, es gibt Waffeln, und er serviert sie an genau dem Platz, an dem er mit seinen Schülern frühstückt, Jahr für Jahr, Tag für Tag, 9.15 Uhr bis 9.30 Uhr. Er ist guter Dinge, „Es ist eine Chance, wieder etwas Neues zu beginnen“, sagt er über das Ende seiner Dienstzeit; andererseits, einfach sei es nicht, jetzt zu gehen. Was bleibt nach so langer Zeit? „Mir

war es immer wichtig, dass die Atmosphäre stimmt“, sagt er, die Stimmung, die sei die Basis. Ohne Basis kein Überbau. Ohne Atmosphäre kein Spaß. So einfach ist das. Uwe Jessel lächelt. Hinten, am Ende des Raums, steht ein Globus auf dem Regal, das Klassenzimmer wirkt wie eine Requisite aus der „Feuerzangenbowle“. Mit Terrarium, Aquarium, Tafel, Kreide, Kreidezeit. Er hätte längst umrüsten können auf Computer, aber er möchte nicht, Uwe Jessel ist vom alten Schlag. Ein Zugezogener. Er ist auf Sylt geboren, er ist verheiratet, Vater von drei erwachsenen Töchtern.

Uwe Jessel spricht mit leiser Stimme, seine beinahe 65 Jahre sieht man ihm nicht an. Jetzt also sind sie zu sechst an der Schule von Hooge, die immer auch seine war. Drei Jungs, drei Mädchen, die Älteste geht in die 9. Klasse, der Kleinste ist sechs Jahre alt, dennoch lernen die Kinder zusammen, es ist, als wäre die Zeit hier stehen geblieben. Eine

Schule in einem Zimmer, geht das? „Das geht.“ Muss gehen. Und auch hier gilt, alles hat zwei Seiten. Gut sei, länger und intensiver an einzelnen Dingen arbeiten zu können, und schlecht? „Niemand kann sich entziehen, alle sind immer gefordert.“

Auf Hooge Lehrer zu sein, das müsse

man wollen, sagt er. Er wollte. Er hat sich das ausgesucht. Der Natur wegen. Der Menschen wegen. Und auch weil er Großsysteme an Schulen nicht mag. In seinen ersten Karrierejahren hatte er sie kennengelernt, auf Sylt etwa, an zwei Schulen hatte er dort unterrichtet, nur, die Arbeit befriedigte ihm nicht. Er sagt:

„Systeme lassen sich im Kleinen besser sprengen.“ Er hat bewiesen, dass es funktioniert. 60 Schüler, und niemand versagte, bei ihm nicht, und nicht beim Wechsel in die Schule aufs Festland nach der 9. Klasse. „Wer die Hallig als Schüler verlässt, hat gelernt, mit anderen Schülern umzugehen.“

Sein halbes Leben hat Uwe Jessel auf Hooge verbracht. Dennoch wird er die Hallig verlassen. Aus Altersgründen, und aus Respekt, seinem Nachfolger gegenüber. Er räumt das Feld, es fällt ihm schwer. Seine Stelle ist noch nicht besetzt.

Es ist ruhig vor der Schule. Ein schwacher Wind geht übers Land. Das Meer. Das Grün. Dieser Blick war sein Zuhause. Er wird es hinter sich lassen.

Mehr über das Hallig-Leben von Autorin Marion Hahnfeldt in ihrem Blog unter www.threemonths.de - und kommende Woche wieder an dieser Stelle.



Uwe Jessel (64): „Ein Mensch, der den Wirbel der Stadt sucht, wird hier nicht glücklich.“



Neues von Hallig Hooge